

Mit Bildung und Beharrlichkeit

Im neuen Bundestag sitzen mehr Abgeordnete mit Migrationshintergrund denn je – viele aus dem Südwesten. Was bedeutet ihre Herkunft für sie?

Von Armin Käfer

Ich bin der letzte und einzige Gastarbeiter im Bundestag“, sagt der SPD-Abgeordnete Josip Juratovic. In seiner Feststellung schwingt mehr Stolz als Anklage mit. 1974 folgte er mit 15 Jahren seiner kroatischen Mutter nach Baden-Württemberg, beendete die Hauptschule in Gundelsheim am Neckar mit sehr lückenhaften Deutschkenntnissen. Wenn ein Diktat anstand, dann sagte sein Lehrer: „Schreib’ beim Peter ab!“ Das war sein Nebensitzer und Freund. Inzwischen zählt er auch den Lehrer zu seinen Freunden.

Juratovic wurde Automechaniker, Fließbandarbeiter bei Audi in Neckarsulm, später Betriebsrat. 2005 wählten sie ihn in den Bundestag. Er sei dort „als Arbeiter, nicht als Migrant“, sagt der inzwischen 62-jährige Sozialdemokrat. In jener Rolle könnte er sich unter der Reichstagskuppel noch einsamer fühlen als wegen seiner Herkunft.

Dem neuen Bundestag werden 83 Abgeordnete angehören, deren Wurzeln nicht in Deutschland liegen. Ihre Vorfahren stammen vom Balkan, aus Russland, Afrika, der Türkei oder Italien. Fast ein Viertel von ihnen kommt aus Baden-Württemberg. Als erster und damals einziger Spross einer Gastarbeiterfamilie zog 1994 der Grüne Cem Özdemir ins Parlament ein. Künftig hat er allein in seiner Fraktion 16 Nebensitzerinnen und Kollegen mit Migrationshintergrund.

An diesem Wort stößt sich Özdemirs neue Kollegin Melis Sekmen. „Ich mag nicht, wenn man mich nur auf diesen Begriff reduziert“, sagt die 28-jährige Frau, die bisher die Grünen-Fraktion im Mannheimer Gemeinderat geleitet hat. Was damit beschrieben werde, sei eine schlichte Selbstverständlichkeit. Sekmen kommt wie Juratovic, aus einer klassischen Gastarbeiterfamilie. Ohne Umschweife fügt sie hinzu: „Aber das ist in Mannheim keine Besonderheit.“

„So wie es die Söhne Mannheims gibt, gibt es auch Töchter Mannheims. Eine davon bin ich“, sagt Sekmen. Vielfalt habe sie in sieben Jahren kommunalpolitischer Arbeit als Stärke erlebt, nicht als Last. „Unterschiedliche Perspektiven machen Entscheidungen besser – und eher akzeptabel.“ Die eigene Herkunft hat aber auch für sie das Leben nicht immer erleichtert. Beide Eltern haben türkische Wurzeln.

Die Mutter ist jedoch in Deutschland geboren. Der Vater kam aus der Türkei in die Mercedes-Benz-Fabrik ans Band. In der Neckarstadt West, wo sie aufgewachsen ist, haben 69 Prozent der Bewohner einen Migrationshintergrund. Als ihr ein Praktikumsplatz versagt blieb, fühlte sie sich ungerecht behandelt, weil eine Mitschülerin mit schlechteren Noten zum Zuge kam.

Integration ist auch so ein Wort, das Sekmen nicht leiden kann. „Ich bin in Deutschland geboren und aufgewachsen, ich muss mich nicht integrieren“, erklärt sie barsch, als der Begriff gesprächsweise fällt. „Wenn man jemandem von Anfang an das Gefühl vermittelt, dass man sich integrieren muss, grenzt das auch aus.“ Ihr Vehikel zum Aufstieg war Bildung. „Meine Eltern wollten die

„Ich bin als Arbeiter im Bundestag, nicht als Migrant.“

Josip Juratovic, Abgeordneter für die SPD



Zwei Frauen und zwei Männer zwischen den Kulturen: ihre Biografien erzählen Geschichten von Ausdauer, auch von Ausgrenzung, und dem Aufstieg durch Bildung. Von links oben: Melis Sekmen, Parsa Marvi, Josip Juratovic, Jessica Tatti. Fotos: Benno Kraehahn, Die Linke, privat (2).

Bildung geben, die sie selbst nicht erfahren konnten.“ Sekmen studiert Volkswirtschaftslehre an der Universität Heidelberg. Mannheim sei für dieses Fach geradezu ein „Reallabor“: Hier lasse sich die Transformation einer Industriegesellschaft an vielen Beispielen besichtigen. Ihre Bachelorarbeit will die Bundestagsnovizin auf den langen Bahnfahrten nach Berlin beenden.

Bildung war auch für Parsa Marvi (39) eine Brücke in die neue Heimat. Seit 2012 ist der IT-Manager Vorsitzender der SPD in Karlsruhe. Bei Kommunalwahlen war er zweimal Stimmenkönig. Vom Gemeinderat wechselt er jetzt in den Bundestag. Marvi ist in Teheran geboren. Seine Eltern, beides Akademiker, flohen vor dem Regime der Mullahs. Weil im Pass ein falsches Geburtsdatum stand, wurde er mit fünf in Deutschland eingeschult, mit 17 machte er Abitur. Damals hing ein Poster von Gerhard Schröder in seinem Zimmer. Sozialdemokrat wurde er, weil auch der Vater SPD-Mitglied war – und weil der verstorbene Thomas Oppermann, 2013 bis 2017 Fraktionschef der SPD im Bundestag, zu seinen Bekannten zählte. „Privilegiert war und bin ich, weil mir Bildung in die Wiege gelegt wurde“, sagt Marvi. Der Migrationshintergrund sei nebensächlich. Er hatte „nie den Eindruck, diskriminiert zu werden“.

Das kann Jessica Tatti so nicht bestätigen – obwohl sie am Neckar geboren ist und in einem Tonfall spricht, der daraus kein Geheimnis macht. Ihre Vorfahren kommen aus Sardinien. „Im Wahlkampf kamen Italiener auf mich zu und sagten: ‚Du bist eine von uns!‘“, erzählt die 40-jährige Linke-Abgeordnete. „Dabei kann ich nicht einmal richtig Italienisch.“ In der Schule habe sie Vorbehalte erlebt, sagt Tatti. Als ihre Klasse im Englischunterricht gelernt habe, was „gipsy“ bedeutet, nämlich Roma oder Nomade, hätten Mitschüler sie hinterher „gipsy“ gerufen. Dramatisieren will sie das nicht. „Was Geflüchtete heute erleben, ist eine ganz andere Hausnummer“.

Nach dem Studium der Sozialen Arbeit engagierte sie sich in der Flüchtlingsarbeit. Bevor sie 2017 in den Bundestag einzog, war sie in der Flüchtlingsbetreuung der Arbeiterwohlfahrt beschäftigt. Mittlerweile gehört sie der Parlamentariergruppe Westafrika an, weil sie viele Menschen aus Ghana und Gambia kennt. Tatti mag das Etikett „Migrationshintergrund“ nicht. „Ein Migrationshintergrund sollte keine Last sein“, sagt sie, „ich würde mir wünschen, dass er keine Rolle mehr spielt.“ Ungeachtet der eigenen Familiengeschichte, der persönlichen Erfahrungen will sie sich im Bundestag nicht auf die Rolle als „Sprachrohr von Migranten“ beschränken, betont vielmehr: „Ich mache Politik für alle Menschen.“

Die Linke aus Reutlingen möchte sich auch nicht damit arrangieren, dass ihr parlamentarischer Arbeitsplatz „Dem deutschen Volke“ gewidmet ist. Diese Inschrift prangt am Reichstagsgebäude. Tatti sagt: „Ich bezweifle, dass sich da alle angesprochen fühlen, für die wir Politik machen.“

Für die SPD-Genossen Marvi und Juratovic haben sehr ähnliche Vorstellungen, worauf es in einer Gesellschaft mit Menschen verschiedener Herkunft ankommt. „Für die Integration ist wichtig, dass Menschen sich mit Respekt begegnen“, sagt der Bundestagsnovize aus Karlsruhe. „Sprache allein reicht dazu nicht aus, man muss die Regeln achten, sich interessieren für die Kultur, die Bräuche, die Geschichte des Landes, in dem man lebt.“

„Ich bin als Arbeiter im Bundestag, nicht als Migrant.“

„Ich bin als Arbeiter im Bundestag, nicht als Migrant.“

„Ich bin als Arbeiter im Bundestag, nicht als Migrant.“

„Ich bin als Arbeiter im Bundestag, nicht als Migrant.“

Das würde Juratovic sofort unterschreiben, der nun seit fast einem halben Jahrhundert in Deutschland lebt. Die harten Konsonanten verraten noch, wo er herkommt, die schwäbisch vernuschelten Endungen, wo er längst zuhause ist. „Man muss Freunde unter Einheimischen suchen, nicht nur unter seinesgleichen bleiben“, rät er allen, die irgendwo neu ankommen.

Das mit den Freunden wurde ihm leicht gemacht. Er war gerade 14 Tage in Deutschland, konnte kaum ein Wort der damals fremden Sprache. Da nahm ihn sein Vater mit auf eine Tour mit dem Lastwagen. Er lieferte Zelte an das Rote Kreuz für ein Sommerlager. Die hätten ihn prompt gefragt, ob er nicht gleich dableiben wolle. Er blieb.

Die neuen Freunde („Wir waren wie Geschwister“) fanden rasch einen Weg, sich mit ihm zu verständigen. Manche durfte er aber nicht zu Hause besuchen, weil die Eltern keine Ausländer duldeten. Sie nannten ihn „Chege“, was für Che Guevara stand – wegen seiner revolutionären Ansichten. Als die Clique mal in einer Kneipe saß, meinte einer von Juratovics Freunden: „Hört doch mal auf Chege, das ist gar nicht dumm, was er sagt.“ Der Wirt habe über den Tresen dazwischengerufen: „Hast du jemals einen Jugo was Gescheites sagen gehört?“ Da hätten seine Kumpels, einer nach dem anderen, ihre Portemonnaies gezückt, stumm bezahlt, das Lokal verlassen und es fortan gemieden.

In eine ähnliche Situation sei er Jahrzehnte später noch einmal geraten, erzählt Juratovic. Am Stammtisch habe ein örtlicher Unternehmer über Ausländer geschimpft. Da sei er aufgestanden und habe gesagt: „Ich bin auch Ausländer.“ Der Mann habe erwidert: „Aber du bist doch einer von uns.“ Juratovic gab ihm zurück: „Ja, ich bin einer von euch. Aber jetzt bin ich Ausländer.“

Berufswunsch Kassenwart

Grüne und FDP wollen beide den Finanzminister stellen. Den künftigen Amtsinhaber erwartet ein Höllenjob.

Von Thorsten Knuf

Der Finanzminister ist einer der zentralen Akteure der Bundesregierung. Er verteilt im Inland das Geld und spielt auch auf der Brüsseler Bühne eine herausragende Rolle. So gesehen wundert es kaum, dass sich Grüne und FDP um den Posten zanken, noch bevor die Verhandlungen über eine Ampelkoalition begonnen haben.

Doch den künftigen Amtsinhaber erwartet ein Höllenjob. Die Finanzlage des Bundes ist angespannt, der Investitionsbedarf enorm. Der Staat wird schon bald Subventionen streichen und im Rahmen der Schuldenbremse neue Kredite aufnehmen müssen. Wie das genau gehen wird, ist völlig offen. Steuererhöhungen soll es nicht geben.

Folgende Prognose sei gewagt: Am Ende wird FDP-Chef Christian Lindner das Amt bekommen und der Grünen-Vorsitzende Robert Habeck das Nachsehen haben. Das ist einer der Preise, die für eine Regierungsbeilegung der Liberalen zu entrichten sind. Als Klimapartei sollten die Grünen ihre Ambitionen in eine andere Richtung lenken und ein neu geschaffenes Ministerium für Wirtschaft, Klimaschutz, Transformation und Digitales übernehmen. Das wäre ein Ort, an dem aus Worten Taten werden könnten.

Blick in Abgründe

Das Flüchtlingsdrama in Belarus offenbart den Zynismus Lukaschenkos – und das Versagen der EU.

Von Ulrich Krökel

Regierungen benutzen Menschen in Not für politische Zwecke. Man hat dieses zynische Spiel schon in der Türkei beobachtet und in Marokko, wo Flüchtlinge zur Ausreise in die EU gedrängt wurden. Was aber der belarussische Diktator Alexander Lukaschenko seit Monaten treibt, ist an Menschenverachtung kaum zu überbieten. Denn anders als in der Türkei gibt es in Belarus keine Schutzsuchenden aus Syrien oder Afghanistan. Der Diktator lässt sie extra einfliegen, um sie dann wie Vieh über die Grenzen in die EU prügeln zu lassen.

Wer sich mit Lukaschenko befasst, blickt in Abgründe der Gewissenlosigkeit. Doch EU-Innenkommissarin Ylva Johansson weist zu Recht darauf hin, dass Lukaschenko in der aktuellen Migrationskrise zwar „der Böse ist“. Dass aber die EU nicht mit gleichen Mitteln reagieren dürfe. Das zielte auf die martialischen Methoden, die etwa Polen nutzt, um Lukaschenkos Erpressungspolitik zu kontern. Dazu zählt die zwangsweise Rückführung von Kindern. Es bleibt die Erkenntnis, dass die EU durch kollektives Versagen in der Migrationspolitik zu den menschlichen Katastrophen wesentlich beigetragen hat, die sich an ihren Außengrenzen abspielen.

Unten Rechts

Fratzen

Was hat es mit der dieser Kürbisschnitzerei bloß auf sich?

Von Martin Gerstner

Demnächst vollzieht sich in den deutschen Haushalten wieder ein archaisches Ritual. Kinder und Erwachsene versuchen mit untauglichem Werkzeug, Gesichter in unschuldige Kürbisse zu fräsen. Die Hintergründe sind unklar. Allerdings legt man im Milieu der organisierten Kriminalität bis heute säumigen Schuldnern einen durchlöchernden Kürbiskopf auf das Kopfkissen. Für moderne Metropolfamilien ist der hohle Kürbis ein gewaltfreies Distinktionsmerkmal. Verrät er familiäre Kreativität? Brennt die innen aufgestellte Ylang-Ylang-Kardamom-Kerze rußfrei? Hat man die Schnitzerei als gemeinsames, kindgerechtes und emotional warmes Gemeinschaftserlebnis inszeniert – und die Follower daran teilhaben lassen? Ist der Kürbis aus artgerechter Haltung, oder wurde er früh von den Eltern getrennt? Wenn all diese Fragen ethisch sauber beantwortet sind und der Verbandskasten bereitsteht, nimmt alles seinen Lauf. Politisch korrekte Kürbisfratzen sind Fleischesser und SUV-Fahrer. Wichtig: Der Kürbis des Nachbar sollte immer gelobt werden. Wenn der Kopf aber antwortet, ist es der SUV-Fahrer aus der Dachwohnung.

Colin Powell: Karrieresoldat mit dunklen Seiten

Der erste schwarze Außenminister und Generalstabschef erliegt mit 84 Jahren den Folgen einer Covid-19-Erkrankung. Sein Tod ist so tragisch wie seine Laufbahn.

Von Richard Gutjahr

Colin Luther Powell kommt am 5. April 1937 in Harlem als Sohn jamaikanischer Einwanderer zur Welt. Er wächst in der südlichen Bronx auf, besucht das City College of New York, wo er das Trainingsprogramm der US-Armee durchläuft, das Studenten auf eine mögliche Soldatenkarriere vorbereitet. „Mir gefielen die Strukturen und die Disziplin beim Militär“, so Powell später in einem Interview. „In einer Uniform fühlte ich mich als jemand. Es gab nicht viel in meinem Leben, das mir das Gefühl gab, jemand zu sein.“

1986 wird er Befehlshaber über ein 75 000 Mann starkes Regiment in Westdeutschland. „Keine andere Laufbahn in der amerikanischen Gesellschaft bietet einem Schwarzen größere Möglichkeiten“, sagt er später über



Vor den Vereinten Nationen präsentierte Powell gefälschte Beweise. Foto: dpa/Clary

seine Militärzeit. Allerdings: Keine andere Laufbahn ist auch so gefährlich. Gleich zweimal kämpft Powell in Vietnam, beide Male wird er verwundet, überlebt den Absturz seines Helikopters. Drei Jahrzehnte später ist er der jüngste und erste dunkelhäutige Viersterne-General und Generalstabschef.

In den 80er Jahren gehört Powell zu den Beratern Ronald Reagans während der Abrüstungsverhandlungen mit den Sowjets. 1989 plant er die Invasion von Panama, wenig später ist er an der Operation „Desert Storm“ beteiligt, dem ersten Golf-Krieg. Aus

dieser Zeit stammt auch die „Powell-Doktrin“. Sie sieht vor, dass militärische Einsätze nur dann gerechtfertigt seien, wenn das Endziel klar formuliert sei.

Als Powell 1993 seine Militärkarriere beendet, zählt er zu den populärsten Persönlichkeiten in Washington. Für einen Moment spielt er mit dem Gedanken, für das Weiße Haus zu kandidieren. Stattdessen wird er Anfang 2001 unter George W. Bush Außenminister, soll als politisches Gegengewicht zu Dick Cheney und Donald Rumsfeld dienen. Mit den Terroranschlägen vom 11. September kippt diese Machtbalance zugunsten der beiden Hardliner und Amerika zieht in den Afghanistan- und in den Irak-Krieg. Powell hält 2003 jene denkwürdige Rede vor dem Welt sicherheitsrat, die er später als einen „Schandfleck“, den größten Fehler seiner Karriere bezeichnet.

In dieser Rede plädiert Powell für den Sturz Saddam Husseins, weil jener über biologische Waffen verfüge. Eine Lüge, wie sich später herausstellen sollte. Als Reaktion auf die Aussage von George W. Bush, wonach er nachts wie ein Baby schlafe, antwortet Powell: „Ich schlafe auch wie ein Baby. Alle zwei Stunden wache ich auf und schreie“.